

Musiktheater vom „Black Broadway“

In Washington D.C. liegt Gershwins Originalpartitur von „Porgy und Bess“. Eine Reise zu den Wurzeln des amerikanischen Erfolgsstückes

HEINRICH OEHMSEN

WASHINGTON D.C. :: Da liegt sie. Mehrere Hundert Seiten dick. Note für Note und versehen mit Anmerkungen des Komponisten. William Barkhymer blickt ehrfürchtig auf die Original-Partitur von George Gershwins Oper „Porgy and Bess“. Und der Dirigent wird auch etwas hibbelig beim Anblick des gebundenen Notenwerks. Blättern darf er nicht darin. Das macht für ihn eine Assistentin von Raymond A. White. Der ist im Library of Congress in Washington D.C. verantwortlich für die Musikabteilung. Die Library of Congress ist die öffentlich zugängliche Forschungsbibliothek des US-Kongresses an der Independence Avenue. Mit 31 Millionen Büchern und 50 Millionen Handschriften ist sie nach der British Library die größte Bibliothek der Welt. Zwei Räume sind darin dem Komponisten George Gershwin gewidmet, der mit dem wertvollen Libretto ist jedoch nur für besondere Besucher geöffnet.

Das wichtigste
US-Musiktheaterstück
des 20. Jahrhunderts

William Barkhymer, Dirigent

Wie für Barkhymer, der schon einige Male in seinem Leben „Porgy and Bess“ inszeniert und dirigiert hat. Zur Zeit probt er mit dem New Yorker Harlem Theatre eine Neuauflage des Stückes, das in dieser Woche in Dresden Deutschland-Premiere haben wird und im August zwei Wochen lang in der Staatsoper gastiert. „Gershwins Oper ist das wichtigste amerikanische Musiktheaterstück des 20. Jahrhunderts“, sagt der schlanke Dirigent aus Pennsylvania. Immer wieder ist er im Laufe seiner Karriere mit dem Werk in Berührung gekommen, zuerst an der Volksoper Wien, wo er das Stück als Student zum ersten Mal gesehen hat. 1981 durfte Barkhymer den Klassiker zum ersten Mal in Paris dirigieren und hat sich seitdem immer wieder intensiv mit Gershwins Stück beschäftigt. Die Vorlage lieferte der Roman von DuBose Heyward über einen verkrüppelten Schwarzen und eine Liebe zu einer jungen, etwas leichtlebigen Frau. Die Story spielt 1870 in einer Schwarzenziedlung in Charleston, kurz nach Ende der Sklaverei.

1935 wurde „Porgy and Bess“ im New York Alvin Theatre am Broadway uraufgeführt. Alle Sänger waren schwarz, durchaus keine Selbstverständlichkeit in einer Zeit, in der in vielen Teilen der USA strikte Rassentrennung herrschte. „New York war offener. Zu den Aufführungen kam ein gemischtes Publikum“, sagt Barkhymer. Sein „Porgy“-Darsteller Alvy Powell widerspricht ihm. „Damals hat es sicher ein paar schwarze Zuschauer gegeben, die Karten im Rang hatten, aber auch ohne Segregation kamen in der Mehrzahl weiße Zuschauer ins Alvin Theatre, die einfach mehr Geld hatten als die schwarze Bevölkerung New Yorks.“



Die Produktion „Porgy and Bess“ macht nach der Premiere in Dresden auch in Hamburg Station

Luciano Romano

Alvy Powell, ein schwergewichtiger Mann mit einer Zahnücke und einem fast immer strahlenden Lachen, ist einer von vier Porgys, die auf der anstehenden Europatournee zum Einsatz kommen. Powell zählt zu den renommiertesten Interpreten der Titelrolle. Er hat sie an der Mailänder Scala, in Paris, Houston, in Tokio und anderen Metropolen gesungen, doch für die laufende Tournee muss er bei seinem Arbeitgeber Urlaub nehmen. Im Hauptberuf ist Powell Hauptfeldwebel und Solist im Chor der United States Army. Bei verschiedenen Amtseinführungen amerikanischer Präsidenten hat er schon im Weißen Haus gesungen. „Wenn Trump Präsident wird, werde ich nicht singen“,

sagt der in der Nähe von Washington wohnende Bariton und macht klar, dass er auf der demokratischen Seite steht und nichts von dem Scharfmacher der Republikaner hält.

Der erste „Porgy“-Darsteller hieß Todd Duncan und wurde persönlich von George Gershwin ausgewählt. Er war ein bildhübscher Mann von Anfang 30, wie auf Fotos in der Gershwin-Ausstellung dokumentiert ist. Er war auch derjenige, der den ersten Skandal um Gershwins nicht sehr erfolgreiches Werk heraufbeschwor. „Porgy and Bess“ wurde zwischen Juni 1935 und Januar 1936 124-mal in New York gespielt. Um die Kosten hineinzubekommen, sollte die Truppe in fünf Städten touren.

Bei den Aufführungen in Washington protestierten Duncan und andere Sänger gegen die Rassentrennung im National Theatre. Die Theaterleitung gab der Forderung nach, sodass 1936 zum ersten Mal im Süden der USA Vorstellungen ohne Segregation stattfanden.

Neben Harlem, dem Schwarzenviertel in New York, lebte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die größte afroamerikanische Gemeinschaft in Washington D.C. – „Black Broadway“ wurde der Distrikt mit seinen neoklassizistischen Häusern genannt. „Der berühmte Jazz-Pianist Duke Ellington wurde hier 1899 geboren, in den 20er-Jahren öffneten hier das Lincoln und das Howard Theatre, zwei bedeutende Stätten für afroamerikanische Kultur. Insgesamt 12 Theater gab es hier bis in die 60er-Jahre“, erzählt Shellee Haynesworth. Die Filmemacherin mit dem kurzen Afro ist das historische Gedächtnis des Viertels und eine versierte Führerin. „Nachdem es mit dem Viertel in den 60er- und 70er-Jahren bergab ging, wurde der ‚Black Broadway‘ in den vergangenen 20 Jahren mit viel Geld revitalisiert. Das Howard Theatre, früher das Herz des Schwarzenviertels, wurde 2012 wieder eröffnet“, erklärt sie. In den schmucken Club, der in seiner Architektur an den Hamburger Mojo Club erinnert, passen 1200 Zuschauer. Gerade ist

hier Gregory Porter aufgetreten mit Michelle Obama und einigen ihrer Freundinnen als prominente Gäste. Im Programm gibt es Konzerte, Partys, Miss-Wahlen, Brunch mit Musik und jeden Sonntagvormittag Gottesdienste. Dann verwandelt sich der Club in eine Kirche.

Songs aus „Porgy and Bess“ sind hier oft zu hören, auch ohne Operngastspiel. Songs wie „Summertime“, „I Got Plenty O’ Nuttin“, „Gone“ und „It Ain’t Necessarily So“ sind zu Klassikern des sogenannten American Songbook geworden und finden sich im Repertoire vieler Jazz- und Soulkünstler.

William Barkhymer hat keine Zeit für einen Besuch des Howard Theatres. Während in Washington der Sonnenschein auf den „Black Broadway“ fällt, sitzt der Dirigent in der klimatisierten Library of Congress und studiert Gershwins Partitur. „Porgy and Bess“ lässt ihn nicht los.

Porgy and Bess Mo 16.8. bis So 28.8., 19.30, Staatsoper (U Gänsemarkt), Karten ab 36,-; **Sonderaktion des Hamburger Abendblatts:** Für die Vorstellungen am 21.8. und 26.8. gibt es zwei Karten für den Preis von einer (€ 34,- bis € 97,- zzgl. Gebühren), exklusiv unter der Tickethotline 30 30 98 98 oder in der Abendblatt-Geschäftsstelle Großer Burstah 18-32. **Die Reise** nach Washington konnte stattfinden durch die Unterstützung von BB Promotion.



So sieht sie aus,
Gershwins
„Porgy and Bess“-
Originalpartitur in
der Library of
Congress in
Washington

Heinrich Oehmsen

Mäuserennen mit zwölf Pianisten

Tonali, der etwas andere Wettbewerb, will klassische Musik unters Publikum bringen. Am Sonnabend steigt das Finale in der Laeiszhalle

VERENA FISCHER-ZERNIN

HAMBURG :: Es ist Tonali-Woche. Die Woche, in der sich zwölf junge Pianisten einem musikalischen Wettbewerb stellen. Sie spielen in drei Vorrunden darum, am Sonnabend in der Laeiszhalle beim Finale dabei zu sein und vielleicht, vielleicht sogar den ganzen Wettbewerb zu gewinnen.

Und es ist die Woche, in der die Temperatur in der ganzen Tonali-Gemeinde kontinuierlich ansteigt. Diese Gemeinde ist groß, sie besteht nicht nur aus den Teilnehmern, die im Laufe eines Tonali-Jahres über zahlreiche Projekte immer mehr zur Gemeinschaft werden, sondern auch aus weiteren Musikern, Helfern, Familienangehörigen und na-

türlich den Fans. Es gehört zum Prinzip dieses etwas anderen Wettbewerbs, über die Spitzenförderung die Musik in die Breite zu transportieren.

Während Partys, coole Konzerte und jede Menge sozialer Unternehmungen die Vorrunden säumen, bildet die siebenköpfige Jury gleichsam das Auge inmitten des Wirbels. Zum einen bewerten die Fachjuroren, genau wie eine Gruppe sogenannter Schülerjuroren, wie die Kandidaten mit Kreativität, Charme und Redegewandtheit einem möglichst großen Publikum klassische Musik nahebringen. Zum anderen verkörpern sie geballte Fachkompetenz, die es eben auch braucht. Dem Gremium gehören neben dem in Hamburg lebenden Juryvorsitzenden Matthias

Kirschnereit als „erwachsene“ Pianisten Alice Sara Ott, Sophie Pacini, Hubert Rutkowski und Sheila Arnold an, als Junior-Juror der Klavierstudent Marcel Mok und zudem die Agentin Sabine Frank sowie Gerrit Glaner, Leiter der Hamburger Steinway-Dependance.

Gemeinsam treten sie an, die Teilnehmer auf ihre pianistischen Qualitäten zu prüfen. Da geht es um spieltech-

nische Perfektion, aber auch um Details in der Gestaltung, um den Umgang mit dem Zeitmaß oder um stilistische Fragen. Tagelang, in jeder Runde, bei jedem Kandidaten. Zwölfmal die Pflichtstücke, also der frischkomponierte „Veitstanz“, den Tonali bei Steven Heelein in Auftrag gegeben hat, ein weiteres Werk aus diesem Jahrtausend und Beethoven. Und natürlich die Kür.

Im Kern bleibt ein Wettbewerb ein Mäuserennen, auch dieser. „Die Konkurrenz im Blick zu haben, ist eigentlich ein vollkommen unkünstlerischer Ansatz“, sagt Kirschnereit. „Aristoteles hat gesagt: Das Wesen von Musik ist es, Freude zu bereiten. Das muss man sich gerade als Pianist, der sich Jahr um Jahr im stillen Kämmerlein ein riesiges Re-

pertoire erkämpft, immer wieder klar machen.“

Ein Wettbewerb ist nie vollkommen objektiv. „Deshalb sollte auch denen, die es nicht ins Finale schaffen, größtmögliche Akzeptanz und Förderung zuteil werden“, sagt Kirschnereit. Wichtiger als das sportliche Hörschneller-Weiter, zu dem die Wettbewerbssituation geradezu herausfordert, ist ihm etwas anderes: „Wenn jemand technisch exzellent spielt und den Mut hat, ins Risiko zu gehen, dann finde ich es falsch, sich als Jury darauf zu stürzen, dass mal ein kleiner Streiften dabei ist. Ich will von den Teilnehmern hören: Was erzählt ihr für eine Geschichte?“

Termine und Infos unter www.tonali.de



Der Hamburger
Pianist Matthias
Kirschnereit ist
Vorsitzender der
Tonali-Jury

Andreas Laible

OFFEN GESAGT

So viel die Hände tragen können

EIN WUNSCHTRAUM VON
HOLGER TRUE

:: Manchmal träume ich. Davon, mir im Plattenladen so viele Alben aussuchen zu dürfen, wie ich nach Hause tragen kann. Ganz ohne schlechtes Gewissen natürlich, weil: Ich hab das gewonnen und kann diesen Gewinn beim besten Willen nicht gegen die Echtglas-Duschkabine oder die neue Kühl-Gefrier-Kombi eintauschen, die eigentlich auf der familieninternen Brauchen-wir-Liste ganz oben stehen. Leider ist es bisher beim Traum geblieben, am dichtesten dran war ich mal mit einem Saturn-Geschenkgutschein. 25 Euro. Immerhin.

Die Hamburgerin Anja Kowalewski hat es da bedeutend besser getroffen. Als Gewinnerin einer Verlosung der Buchhandlung Jokers in Ottensen darf sie sich am morgigen Mittwoch so viele Bücher aussuchen, wie sie stapeln und stemmen kann. Ob teurer Bildband oder günstiges Taschenbuch, die Entscheidung liegt allein bei ihr. Hat sie in den vergangenen Tagen trainiert? Sich eine Strategie überlegt (unten die Schwergewichte, oben das Kleinzug)? Platz im Buchregal geschaffen? Wir wissen es nicht, zu hoffen ist aber, dass die Glückliche sich nicht von ihrer aktuellen Stimmungslage leiten lässt. So wie einst die Siegerin in einem ähnlichen Wettbewerb der Zeitschrift „Bravo“. Dort waren sämtliche Alben der eigenen Lieblingsband zu gewinnen. Ich sah mich schon mit mehr als 20 LPs der Rolling Stones vor dem Dual-Plattenspieler hocken.

Aber dann wurde eine Sabine P. aus Köln gezogen. Die stand auf die Bay City Rollers und bekam gerade mal drei LPs. Vermutlich sind die längst in einer feuchten Flohmarktkiste gelandet. Im Gegensatz zu meinen Stones-Alben. Die hab ich später vom eigenen Geld gekauft. Statt Duschkabine oder Kühl-Gefrier-Kombi. Man muss eben Prioritäten setzen. Und einfach weiterträumen.

QUERSCHLAGER

Bei der Premiere
wusste man wieder
nicht, wo man
überall nicht
hinschauen sollte

Der „Standard“ über „Guglielmo Tell“ bei den Festspielen in Erl

Alle Gewinner von Elbphilharmonie-Tickets stehen fest

HAMBURG :: Die jüngsten sind 19 Jahre alt, der älteste Gewinner ist 85 Jahre alt. Schon dieses kleine Detail dürfte die Verantwortlichen gefreut haben. Zeigt es doch, dass sich von dem, was ab Januar in der Elbphilharmonie passiert, offenbar alle Generationen angesprochen fühlen. Für die beiden Eröffnungskonzerte sind nun alle 900 Karten verlost, mehr als 220.000 Teilnehmer hatten sich beworben, die letzten Gewinner werden in den kommenden Tagen informiert. Einige von ihnen sollen später noch persönlich symbolische Tickets in der Elbphilharmonie bekommen.

Nicht nur in Hamburg und Norddeutschland stieß die Verlosung auf beeindruckendes Interesse, die Bewerbungen kamen aus insgesamt 73 Nationen – von Finnland bis Neuseeland, aus den USA und aus Afghanistan, aus Namibia und sogar aus der Antarktis. Hamburg, wenig überraschend, war der Spitzenreiter: 35 Prozent der Bewerbungen um Eröffnungskarten kamen gewissermaßen aus dem direkten Umfeld der Elbphilharmonie, gefolgt von Berlin, Hannover, Lübeck und München. Gewonnen haben vor allem (Nord-)Deutsche, aber auch Musikfreunde aus China, Dänemark, den Niederlanden, Basel, Wien und Paris hatten Glück. Sie sitzen bei einem der beiden Eröffnungskonzerte am 11. oder 12. Januar 2017 im Saal. (HA)